

Neue Zürcher Zeitung
BILDUNG



Aufgepasst!
Neue Ideen für die Schule

Bitte genau hinschauen, bevor Sie sich ärgern!

Robin Schwarzenbach · Wir wissen alles besser. Immer. Bei den eigenen Kindern sowieso. Aber auch sonst, wenn es ums Bildungswesen geht. Lehrermangel? Da haben alle versagt: die Politik, die Schulleiterinnen, die Lehrer, die Heilpädagoginnen, die Eltern der anderen Schüler, die die Entfaltung des eigenen Nachwuchses behindern, weil sie alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Integrativer Unterricht? Ein Ideal, mit dem die Volksschule längst überfordert ist: Sie will zwar, aber sie kann nicht für alle da sein.

So oder ähnlich klingt es, wenn Eltern und Journalisten landauf, landab über die Schule wettern. Eine schlechte Erfahrung genügt, und schon steht ein ganzes System in der Kritik. Der Ärger der Betroffenen mag häufig berechtigt sein. Zum Beispiel, wenn die Tochter hochbegabt ist und wegen Unterforderung in der Primarschule krank wird (Seite 3). Aber ist deshalb alles schlecht? Lässt sich das derart allgemein sagen, wie dies in der öffentlichen Debatte schnell passiert? Die seriöse Antwort lautet: nein. Schule und Bildung sind viel zu divers, als dass man von einer Teilmenge aufs grosse Ganze

schliessen könnte. Man muss immer wieder von neuem hinschauen. Jede Schule, jede Klasse, jeder Schultag, jede Lektion würde ein anderes Bild vermitteln. Falls man es schaffen würde, diese Mikrokosmen der Schweizer Bildungslandschaft über eine längere Zeit zu beobachten.

Ist die Lehrerausbildung zu theoretisch? Ist die Pädagogische Hochschule Zürich ein «Elfenbeinturm», wie sich eine ehemalige Studentin kürzlich gegenüber der NZZ beklagte? Die Prorektorin Silja Rüedi sagt zu solchen Vorwürfen: «Sie machen mich ratlos.» Und sie hält dagegen. Die meisten Studierenden fühlten sich gut vorbereitet auf ihre Arbeit im Klassenzimmer. Das zeige eine Umfrage unter Absolventen ganz deutlich. Ihr Gesprächspartner im Interview dieser Sonderbeilage, ein Quereinsteiger, blickt indes mit gemischten Gefühlen auf seine Zeit an der PH zurück. Auf Seite 6 erfahren Sie mehr.

Apropos Ärger mit der Schule: Haben Sie es schon einmal mit Achtsamkeit probiert? Die Augen schliessen, tief einatmen? Zweitklässler in einer Schule in Zürich wissen, wie's geht. Meine Kollegin Marah Rikli hat sie besucht (Seite 10).

Inhalt

ZU GUT FÜR DIE SCHULE

Zoé ist hochbegabt – nur wollte das lange niemand glauben

Seite 3

HELLRAUMPROJEKTOR

Dieses sperrige Ding, das den Unterricht revolutionieren sollte

Seite 3

UNTERRICHT IM RAUMSCHIFF

Schüler üben fürs All – in einer Kapsel aus dem 3-D-Drucker

Seite 5

IST DIE PH ZU THEORETISCH?

Die Zürcher Prorektorin Silja Rüedi hält dagegen

Seite 6, 7

WANDTAFEL

Frontalunterricht gilt als passé – zu Recht?

Seite 7

PRIVATSCHULEN

Warum Eltern ihre Kinder aus der Volksschule nehmen

Seite 9

ACHTSAMKEIT

Wenn Zweitklässler die Augen schliessen und tief einatmen

Seite 11

ROBOTER

In Finnland helfen Maschinen beim Sprachunterricht

Seite 11

IMPRESSUM: Chefredaktion: Eric Gujer. Verantwortlich für diese Beilage: Robin Schwarzenbach.
Redaktion und Verlag: Neue Zürcher Zeitung, Postfach, 8021 Zürich.

ANZEIGE

Viel mehr als Schule...

Entdecken Sie die Ausbildung für 3- bis 11-Jährige an der
ZIS Lower School in Wädenswil.

Neu: 2-sprachiger Bildungsweg

Individuell auf Ihr Kind zugeschnitten,
in einem internationalen Umfeld.



Zurich
International
School

zis.ch



Die ZIS Middle School für 11- bis 14-Jährige
befindet sich neu auf dem Secondary Campus in Adliswil

«Mama, ich langweile mich!»

Hochbegabte Kinder sind eine Herausforderung für Schulen und Eltern. Tut die Schweiz genug, um sie zu fördern?

KARIN A. WENGER

Ihre Tochter war zwei Jahre alt, als sich Maria Scherrer zum ersten Mal fragte, ob mit ihr etwas nicht stimme. Zoé streckte ihr Händchen aus dem Kinderwagen in Richtung eines Trams und sagte die Nummer, die auf dem Waggon stand. Damals ahnte sie nicht, dass sie wegen Zoés Fähigkeit, schneller zu denken als andere, Zehntausende von Franken ausgeben würde. Dass ihre Tochter in der Schule so unglücklich sein, dass sie jahrelang Panikattacken erleiden würde, mitten in der Nacht.

Wie viele Kinder wie Zoé krank werden, weil sie unterfordert sind, weiss niemand. Aber der Elternverein für hochbegabte Kinder berät jedes Jahr bis zu hundert verzweifelte Mütter und Väter. Ein Komitee findet die Probleme so gravierend, dass die Verantwortlichen nächstes Jahr eine Volksinitiative lancieren wollen, um die Förderung von Kindern und Jugendlichen mit hohem kognitivem Potenzial in die Verfassung zu schreiben. Wieso ist es für Schulen so schwierig, Hochbegabte richtig zu fördern?

Zoé denkt sehr schnell

Als Maria Scherrer, die wie Zoé eigentlich anders heisst, ihre Tochter mit vier Jahren in den Kindergarten bringt, kann das Mädchen schon teilweise schreiben und lesen. Das erzählt Scherrer an einem Sonntag im Spätherbst, als sie neben ihrem Mann, Zoé und deren kleinem Bruder am Esstisch sitzt bei ihnen zu Hause in einer Gemeinde irgendwo im Kanton Zürich. Bis zum Kindergarten habe die Mutter nur positives Feedback zu Zoé erhalten. Die Skilehrerin war begeistert, wie schnell Zoé Anweisungen umsetzt. In der Spielgruppe stach sie heraus, weil sie lernen wollte, voller Elan war, manchmal gar etwas verbissen.

Diese Zeit ist vorbei, als der Kindergarten 2015 beginnt. Maria Scherrer erkennt ihre Tochter kaum wieder. Sie weint oft und habe häufig gesagt: «Mama, ich langweile mich, ich lerne nichts!» Jeden Sonntagabend liegt Zoé mit 38 Grad Fieber im Bett. Die Eltern beginnen, sich Sorgen zu machen. Der Kinderarzt sagt, das sei psychosomatisch. Fürs Puppenspielen mit den Gspänli interessiert sich Zoé damals nicht. Die 11-Jährige kann sich noch erinnern, dass die Kindergärtnerin sie nie habe mitmachen lassen in der Gruppe des älteren Jahrgangs, die bereits lesen durfte.

Solche Situationen kennt Diana Stadelmann vom Elternverein für hochbegabte Kinder gut. Sie ist Psychologin, Lehrerin und Mutter von zwei Hochbegabten. «Manche Lehrpersonen sind flexibel und bieten anspruchsvollere Aufträge auch jüngeren Kindern an. Andere weichen aus Angst vor Kontrollverlust nicht von ihrem Plan ab, oder sind schlicht zu wenig sensibilisiert», sagt sie.

Für Maria Scherrer steht fest: Es muss sich etwas ändern. Die Kindergärtnerin

mag sie sowieso nicht, seit diese Zoé in einem Deutschkurs für Fremdsprachige angemeldet hatte. Wohl aufgrund ihres leicht dunkleren Teints, vermuten Maria und Serge Scherrer. Sie sind beide in der Schweiz aufgewachsen, haben aber Wurzeln in Spanien und Südamerika.

Im Herbst 2015 besucht Maria Scherrer mit Zoé einen privaten Kindergarten. Ihr Mann hingegen ist überzeugt vom Schweizer Schulsystem und findet: So schlimm sei das doch nicht, wenn sich seine Tochter langweile. Die Eltern diskutieren, schliesslich lässt er sich überzeugen. Die Kosten: rund 25 000 Franken pro Jahr. Am neuen Ort blüht Zoé auf. Die Gruppen sind klein, sie liest einfache Bücher, spricht etwas Englisch, macht Yoga. Als sie ins zweite Kindergartenjahr kommen sollte, spielt sie in der Freizeit Tennis, tanzt Ballett und nimmt an einem Schachkurs teil. Sie habe das alles selbst gewollt, betont Maria Scherrer. Die Eltern überlegen, Zoé frühzeitig einzuschulen. Ein Kinderarzt führt Tests

«Bei 24 Kindern in einer Klasse ist es unmöglich, für jedes ein Spezialprogramm zu fahren.»

Leiter der früheren Primarschule der hochbegabten Zoé

durch, in denen das Mädchen überdurchschnittlich gut abschneidet. Im Gutachten der Fünfjährigen steht: Gesamt-IQ 124, in der Verarbeitungsgeschwindigkeit liegt der Wert bei 137. Das bedeutet: Zoé denkt sehr schnell.

Eine einheitliche Definition von Hochbegabung gibt es nicht. Ein IQ gilt als normal, wenn er zwischen 85 und 115 liegt. Oft sprechen Fachpersonen ab 125 von einem hochbegabten Hirn. Zoés Tests sind eindeutig, so dass sie direkt mit der ersten Klasse starten kann. Drei Jahre bleibt sie in Privatschulen. Sie lernt gern, stellt viele Fragen und bekommt in Mathematik Aufgaben für Fünftklässler. Trotzdem sagt sie manchmal zu Hause, ihr sei langweilig. In dieser Zeit beginnt Zoé, schlecht zu schlafen. Manchmal glaubt sie, keine Luft zu bekommen, und gerät ins Hyperventilieren: Sie leidet unter Panikattacken.

Wenn Kinder in der Schule unterfordert sind, löst das Stress aus in ihnen. Die Folgen können schwer sein: mangelnde Aufmerksamkeit, Ängste, Zwänge, Depressionen. Diana Stadelmann vom Elternverein hört oft von solchen Symptomen. Sie kenne ein hochbegabtes Kind, das an Gürtelrose litt, und einen Jungen, der derart unterfordert war, dass er an Suizid gedacht habe.

Eine Psychotherapeutin schenkt Zoé einen kleinen Plastikadler, der sie beschützen soll. Sie zeigt ihr Atemübungen, führt wieder Tests durch – der IQ von Zoé liegt nun bei 133 – und schreibt, sie empfehle, das Mädchen gezielt zu fördern. Die Eltern wenden sich an die Schule, doch es ändert sich wenig. Als Zoé in die vierte Klasse kommt, zieht die Familie in eine neue Wohnung in der Nachbargemeinde. «Ich glaubte immer noch an unser Schulsystem und fand, das sei der richtige Moment, um sie wieder in eine reguläre Klasse zu schicken», sagt der Vater. Er habe in einer E-Mail der Schule angekündigt, dass ein Mädchen mit speziellen Bedürfnissen übertrete, und Teile der Gutachten mitgeschickt. Die Schule zeigt sich bereit, seine Tochter zu fördern.

Panikattacken

Vorgesehen ist dafür im Kanton Zürich der normale Unterricht, allenfalls mit der Unterstützung eines Heilpädagogen. Zürcher Gemeinden können zudem für besonders begabte Kinder auf eigene Kosten zusätzliche Angebote organisieren. Im Vergleich zu einer Umfrage im Jahr 2005 hat sich das Angebot zur Förderung von Begabten deutlich verbessert: In einer Studie von 2020 der Zürcher Bildungsdirektion geben nur 7 von 256 Zürcher Schulen an, keine speziellen Angebote für Hochbegabte zu haben. Zwei Drittel der Schulen verfügen über ein Konzept zur Begabtenförderung. Allerdings merken die Autorinnen der Studie kritisch an, dass knapp die Hälfte der Schulen nicht auf die Umfrage reagiert habe – vermutlich befänden sich darunter diverse ohne spezielle Angebote. Zudem weisen einige Schulen darauf hin, dass der Fokus stärker auf den schwachen Schülern liege.

Das Komitee hinter der geplanten Volksinitiative kritisiert, dass die Förderung von Hochbegabten in fast allen Kantonen ungenügend sei und vom Budget der einzelnen Gemeinden abhängt. Familien würden allein gelassen, die Unterstützung ihrer hochbegabten Kinder müssten sie oft selbst bezahlen. Diana Stadelmann vom Elternverein teilt diese Kritik. Sie betont aber auch, dass es bestimmt viele Fälle gebe, in denen Hochbegabte in der Volksschule aufblühten.

Zoé leidet auch in der neuen Schule bald wieder unter Panikattacken. Nach einem Elterngespräch beginnt ein Heilpädagoge, sie einmal pro Woche in einer Extralektion zu unterrichten – in der aber später auch andere Schüler teilgenommen hätten, erzählt Maria Scherrer. Es sei überhaupt keine gezielte Förderung mehr gewesen. Als die Eltern die Schule darauf angesprochen hätten, habe der Heilpädagoge gesagt: Zoé sei doch gar nicht hochbegabt.

Besondere Begabungen bei Schülern zu erkennen, ist eine Herausforderung. Der Irrglaube hält sich hartnäckig, dass Menschen mit überdurchschnittlichem IQ Genies seien, die immer gute Noten schrieben. Doch das stimmt nicht. Manche verlieren aus Langeweile die Freude am Lernen, andere wollen vermeiden, als Streber zu gelten. Zoé erhält zusätzliche Aufgabenblätter, die sie aber wenig herausfordern. Hinzu kommt, dass sie kaum Freunde findet. «Ich wollte nicht mehr in die Schule», sagt sie. «Ich fühlte mich ständig so, als ob ich gerade einen Marathon gerannt wäre.» Die Mutter sagt: «Jeder Tag war ein Kampf.» Im Frühling 2021, Zoé ist in der fünften Klasse, fragen sich die Eltern, wie es weitergehen solle.

Der Leiter der Schule möchte sich gegenüber der NZZ nicht im Detail zu Zoés Fall äussern. Die Förderung

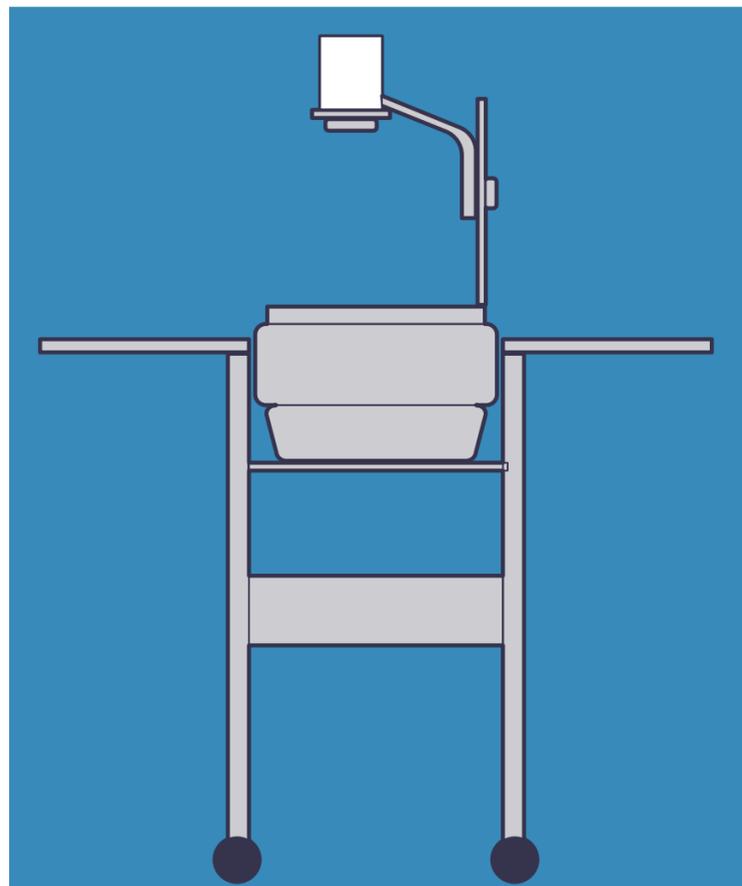


ILLUSTRATION: ANJA LEMCKE / NZZ

Schulzeit

Keine Fingerabdrücke!

R. Sc. · «Sieht man's? Kann man's lesen?» – Das Ding, das den Schulunterricht revolutionieren sollte, hatte einen harzigen Start. In fast jeder Stunde, in der es benutzt wurde. Sein Name – eine Frechheit: Hellraumprojektor. Denn in hellen Räumen konnte man fast nichts von dem erkennen, was das Gerät eigentlich in klaren Konturen an die Leinwand werfen sollte. Also Storen runter und am Ende Storen wieder rauf. Dann: verschmierte Schrift, da Lehrerinnen und Schüler die Schreibfolie mindestens einmal genau an der falschen Stelle festhielten mit der freien Hand. Noch schlimmer: keine Folie eingespannt, dafür direkt auf Glas geschrieben mit wasserfestem Stift. Ebenfalls ärgerlich: Fingerabdrücke auf den Spiegelflächen. Eines muss man Hellraumprojektoren indes zugutehalten: ihre Hartnäckigkeit. Sie verkaufen sich bis heute.

von Hochbegabten sei eine grosse Herausforderung. «Ich sage nicht, dass wir immer alles gut machen», räumt er ein. «Zwischen Eltern und der Schule braucht es ein echtes Miteinander, eine offene und ehrliche Kommunikation, um für die Kinder das Bestmögliche zu erreichen.» Grundsätzlich findet er, seine Schule biete einiges für überdurchschnittlich intelligente Kinder, zum Beispiel naturwissenschaftliche Projekte oder Schreibwettbewerbe. Seit einigen Jahren sei eine Lehrperson in einem 20-Prozent-Pensum angestellt, die für die Begabtenförderung zuständig sei. Der Schulleiter sagt aber auch: «Wir sind eine Volksschule. Bei 24 Kindern in einer Klasse ist es unmöglich, für jedes ein Spezialprogramm zu fahren.»

Gegen Ende der fünften Klasse schreibt eine Psychotherapeutin in einem Bericht über Zoé, die Anzeichen einer Depression seien beunruhigend. Sie empfiehlt, dass Zoé die sechste Klasse überspringt und direkt das Langzeitgymnasium beginnt. Für hochbegabte Kinder im Kanton Zürich gibt es die Möglichkeit, bereits in der fünften Klasse die Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium zu schreiben. Doch bei Zoé ist es dafür zu spät, da die Prüfungen schon vorbei sind. Maria Scherrer will nicht aufgeben,

sie verschickt Anfragen an alle Zürcher Gymnasien. Die wenigen Antworten, die eintreffen, lauten alle gleich: Sämtliche Plätze seien vergeben. Im August 2021 sagt Serge Scherrer seiner Tochter: «Jetzt musst du halt auf die Zähne beißen in der sechsten Klasse.» Dann, eine Woche vor Schulbeginn, meldet sich ein bekanntes Zürcher Gymnasium. Kurzfristig sei ein Platz frei geworden.

Der Plastikadler steht im Kinderzimmer immer noch neben Zoés Bett. Doch heute dient er nur noch als Deko, die Schlafprobleme und Panikattacken sind verschwunden. Der Anfang im Gymnasium war nicht leicht, sie musste zuerst lernen zu lernen. Nach einem halben Jahr beginnt sie, sich wohl zu fühlen. Die Prüfungen am Ende des ersten Semesters, die bei ihr als ausserordentliche Aufnahmeprüfungen gelten, besteht sie ohne Probleme. Der Rektor lobt Zoé im Gespräch mit der NZZ als interessierte und vorbildliche Schülerin.

Zoé ist nun im zweiten Jahr des Gymnasiums. Sie hat zwei gute Freundinnen gefunden, und in der Klasse wird sie als Kleinste akzeptiert. Sie ist ein fast normales 11-jähriges Mädchen, das auf dem Handy Tiktok-Videos schaut – und in dessen Zimmer immer eine Urkunde eines Griechischkurses steht.

ANZEIGE

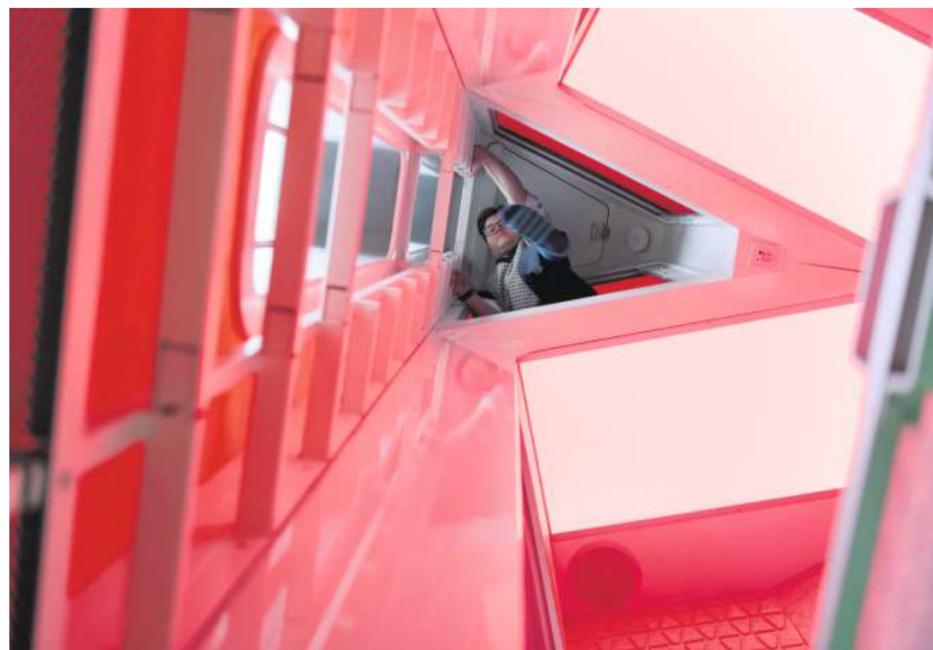
Personal and academic growth.

Schweizer Matura, IGCSE & IB Programme
Sport, Kunst & Gemeinschaftsaktivitäten
www.lyceum-alpinum.ch/schule

 Lyceum Alpinum Zuoz
SWISS INTERNATIONAL BOARDING SCHOOL



Wie ein riesiger Kaugummi im Garten: Das «Space Habitat» auf dem Rosenberg bietet drei Ebenen zum Arbeiten und Wohnen auf engstem Raum.



Die Schülerinnen und Schüler waren in Planung und Gestaltung der Kapsel ebenfalls involviert. Und sie haben dabei viel über Bionik gelernt.



Die Raumkapsel aus dem 3-D-Drucker

Im «Space Habitat» der St. Galler Privatschule auf dem Rosenberg proben Schülerinnen und Schüler den Alltag im All

ERICH ASCHWANDEN (TEXT),
KARIN HOFER (BILDER), ST. GALLEN

Es wird etwas eng, nachdem Vidwat die Türe zum sogenannten Space Habitat geschlossen hat. «Das sind die Bedingungen, unter denen die Astronauten leben müssen und die wir nun testen», erklärt der 17-Jährige fast entschuldigend. Doch der Moment der Unsicherheit dauert nur kurz. Mit viel Technikbegeisterung und Sachkenntnis führt er den Gast durch die drei Ebenen der Raumkapsel. Vidwat ist einer von 230 Schülerinnen und Schülern der Eliteschule Institut auf dem Rosenberg. Für Beobachter, die zufällig vorbeikommen, wirkt die rund sieben Meter hohe, weisse Struktur, die seit dem Sommer auf dem Gelände der Privatschule hoch über St. Gallen steht, extraterrestrisch. Ganz falsch ist dieser Eindruck nicht: Das Labor ist mit High-tech erster Güte ausgestattet.

Laut dem Schulleiter Bernhard Gademann handelt es sich um das grösste von einem 3-D-Drucker hergestellte Objekt der Welt, das vollkommen aus Polymeren besteht. Das Space Habitat wurde in Zusammenarbeit mit der Spezialfirma Camozzi in Mailand gedruckt. Die Wohnkapsel ist von ihrer Form und ihren Ausmassen her so konzipiert, dass sie mit einer SpaceX-Rakete von Elon Musk in den Weltraum transportiert werden könnte.

Nach Grönland und zurück

In die Ostschweiz gekommen ist das Raumschiff auf terrestrischem Weg, und zwar per Sattelschlepper aus Kopenhagen. Konstruiert haben «Rosie», wie die dänischen Designer das Objekt in An-

lehnung an seinen Standort nennen, die Ingenieure der Firma Saga Space Architects. Die Schülerinnen des Instituts auf dem Rosenberg waren bereits in die Planung und die Gestaltung involviert. Nicht umsonst lautet der Anspruch des 1889 gegründeten Internats, die Schule der Zukunft zu sein.

«Wir haben an Wochenenden in einem Workshop nach einer Lösung gesucht, wie zukünftige Bewohner der Kapsel wichtige Dinge sicher verstauen können», sagt die 9-jährige Lily. In dem Behälter aus Filz, der während des kreativen Unterrichts entstanden ist, lässt sich beispielsweise eine Flasche verstauen. Die Vorschläge der Schülerinnen und Schüler wurden anschliessend per Satellit nach Grönland übermittelt. Dort testete die Herstellerfirma Saga «Lunark», das Vorgängermodell des Rosenberg Space Habitat, während dreier Monate weit nördlich des Polarkreises.

«Es war aufregend, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die Tausende von Kilometern von uns entfernt lebten und auf unsere Unterstützung zählen», erzählt Lily. Auf diese Weise flossen zahlreiche Lösungsansätze von Schülerinnen und Schülern in die nun in St. Gallen stehende Raumkapsel ein. Lily freut sich, dass die von ihr und ihrer Freundin Anaïs vorgeschlagene Seitentasche nun in der fertigen Raumkapsel eingebaut ist. Häufig beobachteten und analysierten die Schüler Strukturen und Prozesse in der Natur. «Wir haben bei diesen Gelegenheiten sehr viel über Bionik und Biomimikry gelernt», berichtet Vidwat von seinen Erfahrungen.

Nun mag eine experimentelle Raumkapsel ein tolles Prestigeobjekt sein für

«Es war aufregend, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die Tausende von Kilometern entfernt lebten und auf unsere Unterstützung zählen.»

Lily, 9
Schülerin

eine Internatsschule, für deren Besuch Eltern 140 000 Franken pro Schuljahr bezahlen. Doch was hat das Ganze mit dem täglichen Unterricht zu tun?

Sehr viel, ist Bernhard Gademann überzeugt. «Wir werden die Wohnkapsel sukzessive in den normalen Schulalltag integrieren», sagt der Schulleiter. «Alle Abteilungen, also Naturwissenschaften, Mathematik, aber auch Sozialwissenschaften, werden einen Teil ihres Unterrichts dort durchführen.» Auf diese Weise könnten die Schüler viel über zukünftige Wohnformen, Energie- und sonstige Ressourcenfragen sowie Aspekte des Zusammenlebens lernen.

«Spot» verlässt das Raumschiff

Wie dies im schulischen Alltag aussieht, demonstriert Vidwat derweil im Arbeitsbereich der Raumkapsel. Dort programmiert er «Spot» und bringt ihm bei, wie er das Space Habitat verlassen und sich in der Umgebung sicher bewegen kann. Bei «Spot» handelt es sich um einen Roboterhund. «Zuerst ist der Hund immer vom Holzsteg heruntergestürzt, der von der Raumkapsel zum Klimagarten führt, wo er Messungen durchführen sollte», erzählt Vidwat. «Inzwischen haben wir das Problem jedoch im Griff.»

Der Klimagarten, wo Pflanzen unter unterschiedlichen klimatischen Bedingungen gezüchtet und geerntet werden, ist ein weiterer Teil des Future Parks, der in den vergangenen Jahren auf dem Schulgelände entstanden ist. Im Park stehen von den Schülern mitkonzipierte Windbäume, die Strom erzeugen.

Die Schüler werden auch zu Astronauten, die – so das Szenario – in ihrer

Kapsel auf dem Mond oder dem Mars gelandet sind. Sie testen, wie das Leben zu zweit auf engstem Raum funktioniert. Die Kleineren werden sich nach einem entsprechenden Vorbereitungsprogramm 24 Stunden in der Kapsel aufhalten. Die Älteren werden 48 Stunden in weitgehender Isolation verbringen.

Mit solchen und anderen Aktionen geht es darum, «einen echten Kontext ins Klassenzimmer zu bringen», erklärt der Schulleiter das Prinzip. Mit klassischem Lernen hat dies wenig zu tun. «Wir nehmen damit voraus, was unsere Absolventen, die häufig aus Unternehmerfamilien stammen, später auch machen: Learning on the Job», betont Gademann. Die Verantwortlichen des Instituts auf dem Rosenberg wissen noch nicht, wohin das Ganze führt und ob alle geplanten Projekte auch tatsächlich umgesetzt werden können. Doch dies gehört zum Prinzip der Schule, für die die Arbeit mit und in der Raumkapsel ein riesiges Experiment ist. «Nicht nur die Schülerinnen und Schüler, auch die Lehrerinnen und Lehrer müssen ihre Komfortzone verlassen und lernen Problemstellungen auf konventionelle Art anzugehen», sagt Gademann.

Gerade dies macht die Sache spannend für alle Beteiligten. Das Privatinternat verlässt ausgetretene Pfade. «Es ist der Abschied vom Prinzip, dass man bereits am Anfang des Schuljahres weiss, was man am Ende gelernt hat und welche Themen man abhaken kann», sagt der Schulleiter.

Wer weiss, vielleicht endet die Reise für den einen oder anderen Schüler irgendwann tatsächlich auf dem Mond oder dem Mars.



Augen zu und weg mit den Sorgen! Schüler einer zweiten Primarklasse in Zürich üben, achtsam zu sein. Die Reportage dazu finden Sie auf Seite 10 in diesem Sonderbund.

KARIN HOFER / NZZ

Herr Rubli, Sie sind 34 und unterrichten seit vier Jahren Deutsch und Englisch an einer Sekundarschule im Zürcher Oberland. Haben Sie schon herausgefunden, was ein guter Lehrer ist?

Yannick Rubli: Kann man das jemals herausfinden? Ich versuche, jeden Tag ein guter Lehrer zu sein. Auch wenn sich die Anforderungen immer wieder ändern. Man muss sich den Kindern auch ein bisschen anpassen.

Sie haben die Frage nicht beantwortet. Was ist ein guter Lehrer für Sie?

Rubli: Ein guter Lehrer geht gern in die Schule. Es liegt ihm viel an den Kindern und Jugendlichen, er hat viel Empathie für sie. Das ist das Wichtigste. Und Begeisterungsfähigkeit. Das zählt mehr, als Satzarten oder Kommaregeln zu beherrschen.

Und für Sie, Frau Rüedi?

Silja Rüedi: Eine Lehrerin ist dann eine gute Lehrerin, wenn die Schülerinnen und Schüler ihr Wissen und Können bestmöglich entwickeln. Wenn sie sich mit der Zeit besser kennen und Vertrauen aufbauen, dass sie fähig sind zu lernen.

Kann man das lernen im Studium? Oder ist das Erfahrungssache im Unterricht?

Rüedi: Die Instrumente, das Wissen dahinter geben wir den Studierenden mit. Aber was sie als Lehrperson nach der Ausbildung daraus machen, liegt irgendwann bei ihnen.

«Ich dachte, ich wisse, wie Schule geht»

Der Sekundarlehrer Yannick Rubli und die Prorektorin der PH Zürich, Silja Rüedi, sind beide Quereinsteiger: Er war Banker, sie Anwältin. Im Gespräch mit Robin Schwarzenbach und Giorgio Scherrer streiten sie über den Kampf zwischen Theorie und Praxis im Lehrstudium.

Viele Lehrerinnen und Lehrer steigen aus dem Beruf. Warum haben Sie noch nicht aufgegeben, Herr Rubli?

Rubli: Ich habe ja erst angefangen. Die Arbeit gefällt mir. Es macht mir oft Freude.

Nicht immer?

Rubli: Nein, nicht immer. Ich muss nicht jeden Tag eine Riesenfreude haben am Unterrichten. Ich bin positiv eingestellt, gebe mein Bestes. Aber auch ich habe einmal einen schlechten Tag. Auch Lehrpersonen dürfen das.

Sie haben eine Banklehre gemacht und zuletzt als Trader bei einem internationalen Finanzunternehmen gearbeitet. Warum wollten Sie Lehrer werden?

Rubli: Ich war motiviert, etwas völlig anderes zu machen. Jeden Tag ins Büro, jeden Tag mit Zahlen zu tun zu haben ... Das Menschliche kam zu kurz. Ich wollte etwas Sinnvolles tun in meinem Job.

Sind Sie ein Idealist?

Rubli: Nein. Ich bin Pragmatiker. Aber ich wollte einen Job, der in der Gesellschaft eine andere Wirkung hat, als in einer Bank zu arbeiten. Meine Partnerin war Lehrerin. Sie hatte viel Freude am Unterrichten. Sie hat von Kindern und Eltern auch sehr viel zurückbekommen. Das wollte ich auch erleben.

Was sollten PH-Studierende mitbringen, Frau Rüedi?

Rüedi: Sie müssen in der Lage sein, ein Studium zu bewältigen. Sie müssen zum Beispiel sehr gut Deutsch können. Und wir möchten, dass sie Lehrpersonen werden und diesen Beruf ausüben wollen.



Yannick Rubli
Sekundarlehrer
und früherer Banker



Silja Rüedi
Prorektorin
der PH Zürich

Und, das ist mir besonders wichtig: Sie sollten den Willen mitbringen zu lernen. Eine Ausbildung zur Lehrperson kann frustrierend und anstrengend sein.

Was war das Schwierigste für Sie, Herr Rubli?

Rubli: Für mich als Quereinsteiger ganz klar: das Studium am Laufen zu halten und gleichzeitig einen neuen Beruf zu erlernen – der anspruchsvoller ist, als ich gedacht habe. Dennoch würde ich das jedem empfehlen, der etwas Neues machen und Lehrer werden will.

Der Lehrermangel ist derart akut, dass im Kanton Zürich und anderswo auch

ANZEIGE



Mehr Informationen!

Herausragend – die führende Schweizer Privatschule

Matura, BMS, Kurgymnasium und Passerelle: Sie profitieren bei Academic Gateway vom hybriden Ansatz – klassischer Präsenzunterricht mit digitalen Lernmethoden kombiniert. Darüber hinaus vermitteln wir Ihnen den Pflichtstoff in Vorlesungen und Kleinklassen nach universitärem Vorbild. Kurzum, wir bereiten Sie optimal auf das Universitäts- und Fachhochschulstudium vor. Und das im modernsten Schulhaus der Schweiz.



academic
gateway

Laien unterrichten. Sie sollen nun ebenfalls Zugang zu einem berufsintegrierten Studium bekommen. Studieren und bereits unterrichten ohne Diplom: Ist das der neue Königsweg?

Rüedi: Der Einstieg mit einem Vollzeitstudium ist immer noch der Königsweg. Wir sehen allerdings, dass viele Studierende später anfangen und neben der Ausbildung arbeiten. Oder sie unterbrechen ihr Studium, um unterrichten zu können. Diesen Bedürfnissen werden wir zunehmend gerecht werden müssen.

Die pädagogischen Hochschulen stehen seit längerem in der Kritik. Zu viel Theorie, zu weit weg von der Praxis im Schulzimmer, heisst es immer wieder. War Ihnen das Studium zu theoretisch, Herr Rubli?

Rubli: Nein, wir Quereinsteiger waren ab dem ersten Semester mindestens einen Tag pro Woche in einer Sekundarschule für ein Praktikum. Trotzdem teile ich diese Kritik. Fachwissen in Deutsch, Englisch, Mathematik ist wichtig. Aber ich habe mich oft gefragt, ob wir davon nicht zu viel hatten. Und ich hätte mir mehr praxisnahe Didaktik gewünscht. Zum Teil war das schon etwas realitätsfern.

Rüedi: Sekundarlehrerinnen und Sekundarlehrer müssen sich fachwissenschaftlich und fachdidaktisch stark vertiefen. PH-Studierende, die nicht quer einsteigen, absolvieren diesen Teil ihrer Ausbildung an der Universität Zürich. Es ist ein hohes Niveau verlangt.

Ist es nicht zu hoch?

Rüedi: Es kommt drauf an, wen man fragt. Es gibt auch Studierende, die finden, das Niveau sei ihnen nicht hoch genug. Trotzdem ist das Studium eng verbunden mit der Praxis in der Schule. Nicht nur Quereinsteiger, sondern alle PH-Studierenden sind ab der zweiten Woche jeweils einen Tag im Praktikum.

Aber in der Sekundarschule sind doch keine theoretischen Abhandlungen, sondern gute Didaktiker gefragt, die die Jugendlichen begeistern können für den Schulunterricht!

Rüedi: Sie müssen verstehen, welche Elemente der Ausbildung wichtig sind. Es geht auch um Entwicklungs- und Lernpsychologie, Klassenführung, Elterngespräche. Fachwissenschaften und Fachdidaktik gehören zusammen. Um Deutsch und Englisch unterrichten zu können, muss ich die beiden Sprachen beherrschen – und ich muss verstehen, wie sich Hör- und Leseverständnis bei den Schülern entwickelt. Ich muss den Stoff glasklar, einfach, aufs Wesentliche reduziert darstellen können. Das Fachwissen, das es dazu braucht, reicht viel tiefer als das, was im Unterricht sichtbar ist.

Uns hat kürzlich eine angehende Lehrerin geschrieben, die PH Zürich sei ein «Elfenbeinturm», das Studium sei «der totale Ablöcher» für alle, die unterrichten und effizient lernen wollten. Die Frau studiert nun an der PH St. Gallen. Was sagen Sie zu solchen Vorwürfen?

Rüedi: Sie machen mich ratlos. Umfragen unter unseren Absolventen zeigen ein anderes Bild. Über drei Viertel würden wieder bei uns studieren. Die wirklich Unzufriedenen sind eine kleine Minderheit. Das sind Einzelfälle, die man nicht zum Massstab machen sollte, um in den Medien über die PH Zürich zu urteilen.

Rubli: Aber Dozierende, die sehr weit weg sind vom Unterricht, das hat mich schon gestört damals. Wenn sie einem sagen, wie es gemacht werden muss, und selber seit 25 Jahren nicht mehr an einer Schule tätig waren. Das hat mit der Realität nicht mehr allzu viel zu tun.

Rüedi: Ich höre auch genau das Umgekehrte. Zum Beispiel von einem Stu-

denten, der zuerst Vollzeit Primarlehrer studiert hat und dann in den Teilzeitstudiengang gewechselt hat, um unterrichten zu können. Er sagt: «Das, was ich hier bekomme, kann ich eins zu eins umsetzen. Und wenn ich Fragen habe, kann ich diese an der PH gleich thematisieren.»

Rubli: Ich meinte vor allem die Vorlesungen, die wir an der PH hatten. Etwas vom Besten im Studium hingegen war, als Fachdidaktiker uns an der Schule besucht und unseren Unterricht mit uns besprochen haben. Diese Coachings vor Ort müsste man unbedingt ausbauen.

Hat die PH genug Dozenten dafür?

Rüedi: Das Problem sind die Kosten. Wir können nicht jedem Studenten, jeder Studentin in jedem Fach für jede Stufe einen Coach zur Seite stellen. Wir wollen die angehenden Lehrpersonen auch nicht überbetreuen. Das ist ein Balanceakt, der nicht immer gelingt.

Politiker, Eltern, Journalisten: Wenn es um Schulunterricht geht, wissen es alle anderen ohnehin besser. Was macht das mit Ihnen?

Rüedi: Für mich sind Bildung und Schule und damit auch die Lehrerausbildung ein öffentliches Gut. Die Debatte darüber ist legitim. Es ist auch nicht so, dass wir immer alles richtig machen. Aber ich habe Mühe mit undifferenzierten, sehr pauschalen Meinungen.

Was haben Sie falsch gemacht in den vergangenen Jahren?

Rüedi: Ich glaube nicht, dass wir etwas falsch gemacht haben. Wir versuchen, flexibel zu sein. Den Kompaktkurs für Lehrerinnen und Lehrer ohne Diplom haben wir in kürzester Zeit aus dem Boden gestampft, damit diese Personen die ersten Wochen im Klassenzimmer gut überstehen.

Herr Rubli, was halten Sie von jenen Berufskollegen, die gar nicht studiert haben an der PH?

Rubli: Ich habe grossen Respekt vor diesen Personen. Schule lebt von der Heterogenität – nicht nur unter Schülerinnen und Schülern, sondern auch bei den Lehrpersonen. Das ist eine Chance.

Ganz scharfe Kritiker mögen sich denken: Wenn sogar Laien unterrichten können, dann braucht es das Studium an der PH erst recht nicht.

Rüedi: Von professionellen Lehrpersonen habe ich das so nicht gehört. Einige Laien dürften den Job unterschätzt haben. Es wird sich bald zeigen, wie lange diese Personen durchhalten. Und wie sich das auf den Lernerfolg der Kinder auswirkt, werden wir erst mit der Zeit sehen. Starke Schüler können besser damit umgehen. Für schwächere Schülerinnen und Schüler, die zu Hause wenig Unterstützung bekommen, kann das hochproblematisch werden.

Was wäre die Alternative, um den Lehrermangel in den Griff zu bekommen?

Rüedi: Das weiss ich auch nicht genau. Es gibt keine einfache Lösung. Eine nachhaltige Lösung fängt in den Schulen an. Es stimmt übrigens nicht, dass viele Lehrpersonen aufgeben. Das ist eine Mär, die sich hartnäckig hält. Tatsache ist: 90 Prozent der Lehrerinnen und Lehrer bleiben in dem Beruf, das hat eine Langzeitstudie des Bundesamts für Statistik erst kürzlich gezeigt.

Was sollten Schulen verbessern, damit der Lehrerberuf wieder attraktiver wird?

Rüedi: Die Rahmenbedingungen. Eine Primarlehrerin hat mir kürzlich erzählt, dass zwei Drittel ihrer Schülerinnen und Schüler von Fachpersonen mit speziellen Massnahmen begleitet werden. Ei-

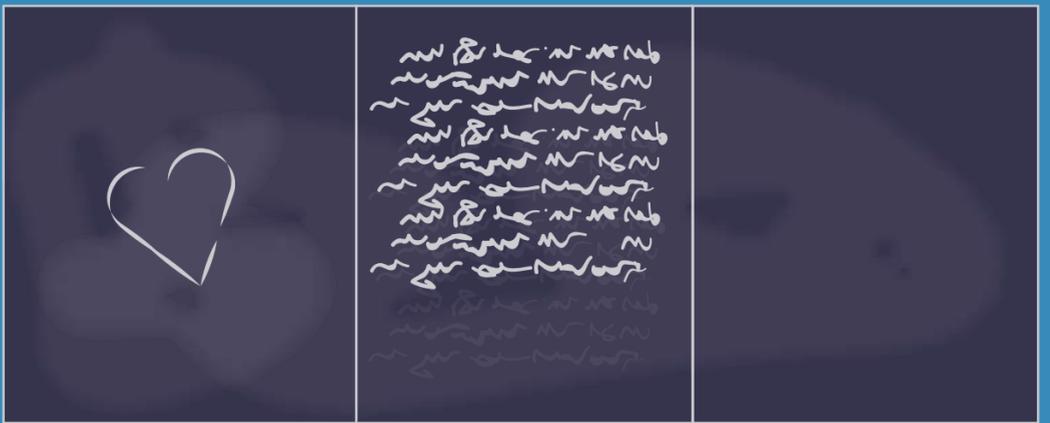


ILLUSTRATION: ANJA LEMCKE / NZZ

Schulzeit

Schwamm drüber

R. Sc. · In meiner Primarschulklasse in den 1980er Jahren gab es einen Tafelputzdienst: Wir Kinder mussten zum Verschwinden bringen, was uns der Lehrer an der Wandtafel vorgeschrieben hatte. Und unsere eigenen Kritzeleien. A, a, a. B, b, b. $3 \times 4 = ?$ und so weiter. Eines Tages war ich an der Reihe und putzte, was das Zeug hielt, mit Schwamm und Wischer. Und wie immer war ich überzeugt, dass ich die Aufgabe besonders sauber erledigt hatte. Die Reaktion meiner Mitschüler allerdings deutete in eine andere Richtung: «Wäääh!» Eine Demütigung. Der schlimmste Wandtafel-Moment meiner ganzen Schulzeit. Die schwarzen Tafeln haben einen schlechten Ruf: quietschende Kreide, zerbrechende Kreide, keine Kreide mehr in der Schale. Symbol eines überholten Frontalunterrichts. Auch heute noch, da viele Schulzimmer über Whiteboard-Blackboard-Leinwand-Kombinationen verfügen. Allein, ist Frontalunterricht derart schlimm? Ein Lehrer schrieb im Sommer auf Twitter: «Lehrervortrag. 100% frontal. Kaum vorbereitet. Klasse so aufmerksam wie nie. Ein Schüler sagt mir danach: «Beste Lektion meiner Gymi-Zeit.» Falls der Lehrer die Tafel benutzte, hat er seinem Publikum vielleicht etwas Zeit gegeben, um nachzudenken: Mit Kreide schreibt man langsamer als am Computer oder mit Stift. Zwischenhand eine Schülerin nach vorne bitten: das beste Mittel, um Auftritte vor anderen zu üben. Die Tafel putzen lassen? Na ja, das ist tatsächlich etwas aus der Zeit gefallen. Und wenn doch, dann bitte gnädig sein mit engagierten, aber ungeschickten Helfern, falls möglich. Sie meinen es gut.

agogik studiert und einen Abschluss als Erwachsenenbildnerin gemacht.

Sie haben auch promoviert und waren lange Dozentin. Zu Ihren Schwerpunkten gehörten Theorie der Schule und Schülerpartizipation. Haben Sie auch einmal ein Praktikum gemacht in einer Klasse?

Rüedi: Nein.

Sollten Sie als Prorektorin Ausbildung einer pädagogischen Hochschule nicht wissen, was es heisst, Lehrerin zu sein?

Rüedi: In meiner heutigen Position ist es manchmal ganz gut, dass ich einen übergeordneten Blick habe und mich bei Kritik an der Schule oder der PH Zürich nicht gleich angegriffen fühle. Ich weiss, wie es ist, wenn man als Nichtpädagogin auf Schule und Lehrerinnen und Lehrer schaut. Auch ich konnte damals vieles nicht richtig einschätzen.

Schule verstehen – warum ist das für Ausenstehende so schwierig?

Rüedi: Weil jeder von uns einmal zur Schule ging. Deshalb denken alle, sie wüssten, wie Schule und Unterricht funktionieren. Unsere Studierenden lernen, nicht mehr mit dem Blick der Schüler, sondern als Lehrperson auf die Schule zu schauen.

Rubli: Ich dachte auch, ich wisse, wie Schule geht. Und dann war ich ziemlich erschrocken, als ich sah, wie es wirklich ist. Es ist auch frustrierend, wenn alle denken, sie könnten einem Tipps geben.

«Es stimmt nicht, dass viele Lehrpersonen aufgeben. Das ist eine Mär. 90 Prozent der Lehrerinnen und Lehrer bleiben in dem Beruf.»

Silja Rüedi
Prorektorin Ausbildung
der Pädagogischen Hochschule Zürich

nige kennen ihren Namen noch immer nicht. Und wegen der vielen Absprachen hat sie schlicht zu wenig Zeit für ihren Kernauftrag, nämlich mit ihren Schülern zu arbeiten im Klassenzimmer.

Sie sind ebenfalls Quereinsteigerin: Sie waren Rechtsanwältin und haben vor 25 Jahren eine Computerschule für Kinder aufgebaut. Wie kamen Sie dazu?

Rüedi: Ich wollte etwas anderes machen. Die Idee mit der Computerschule war Zufall. 1995 arbeitete ich in den USA, da wurde mir klar, dass der Computer mit dem World Wide Web massiv an Bedeutung gewinnen würde. Ich fragte mich: Wie lernt man mit dem Computer umzugehen, wenn man es sich nicht selbst beibringen kann? Später habe ich Päd-

Schule ohne Noten: ja oder nein?

Rüedi: Ich würde auf Noten verzichten und stattdessen mit Beschreibungen arbeiten, die wirklich ein Bild davon vermitteln, was die Schülerinnen und Schüler können. Wir müssen eine Beurteilung finden, die es Kindern und Jugendlichen erlaubt, ihre Stärken und Schwächen kennenzulernen. Damit sie erkennen, wie sie an sich arbeiten können.

Rubli: Ich würde auch auf Noten verzichten, wenn ich könnte. Zumal der Lehrplan 21 auf Kompetenzen fokussiert. Kompetenzorientiert beurteilen und Noten geben: Das ist ein Widerspruch. Noten sind subjektiv, auch wenn sie objektiv sein sollten. Zumindest im Unterbewusstsein spielt es eine Rolle, wenn man beim Korrigieren den Namen einer bestimmten Schülerin sieht auf dem Prüfungsbogen.

Rüedi: Es kann auch einen Einfluss auf die Einschätzung des Entwicklungspotenzials haben, wenn Lehrer wissen, was die Eltern beruflich machen. Das ist wissenschaftlich hinlänglich erwiesen.

Was machen Sie an Ihrem nächsten Schultag, Herr Rubli?

Rubli: Die erste Stunde beginnt um 7 Uhr 20, Englisch Wahlfach. Die Schülerinnen und Schüler halten Vorträge über irgendetwas, das sie begeistert. Sie haben mir schon erzählt, dass ich mir dann zwei Vorträge über die Sängerin Taylor Swift anhören muss. Ich freue mich, aber 7 Uhr 20 ist schon etwas früh.

ANZEIGE

Lass uns gemeinsam Ziele erreichen

Gemeinsam lernen. Gemeinsam wachsen. Gemeinsam weiterkommen.
Für deine Erfolge und deine Zukunft: fh-hwz.ch/gemeinsam

Hochschule für Wirtschaft Zürich

HWZ



FLORIAN SCHOOP

Das Kind auf eine Privatschule schicken? Das war für Flavia Zimmermann lange keine Option. «Ich dachte immer, dass dieses Angebot hauptsächlich von Expats und wohlhabenden Eltern genutzt wird.» In den Sportferien letztes Jahr aber fällt sie zusammen mit ihrem Mann den Entscheid, selbst zu solchen Eltern zu werden. Jonathan, der eigentlich anders heisst, soll die öffentliche Schule in Zürich verlassen – und die zwei letzten Primar-Jahre an einer Privatschule verbringen. «Wir haben uns schwergetan mit dem Entscheid», erinnert sich die Zürcherin. «Wir hatten auch ein schlechtes Gewissen.» Andere Eltern konnten es sich nicht leisten, ihr Kind aus der Primarschule herauszunehmen, sie aber schon.

Jonathan, damals zehn Jahre alt, befindet sich in einer turbulenten Klasse. Mobbing ist ein Thema, über Whatsapp werden Gemeinheiten ausgetauscht, Lehrerinnen kommen und gehen. Die Eltern erhalten viele Mails vom Rektorat, einmal muss sogar ein Polizist eingeschaltet werden. Die Situation beruhigt sich nicht. Irgendwann kommt der Moment, an dem alles zu viel wird. «Unser Sohn befand sich leistungsmässig im Mittelfeld – mit der Tendenz, den Anschluss zu verlieren.» Die Lehrpersonen sind vor allem damit beschäftigt, Konflikte zu entschärfen. Unterrichten wird zur Nebensache. In dieser Entwicklungsphase wollen Jonathans Eltern nicht zu lange warten. «Es sind wegweisende Jahre, wenn hier etwas schief läuft, hat man nachher kaum noch eine Chance, das zu kompensieren», sagt die Mutter.

Die Angst vor dem Abstieg

Die Familie Zimmermann ist ein Beispiel für eine Tendenz, die seit Jahren zu beobachten ist: den Trend hin zu Privatschulen. Die oberste Lehrerin des Landes, Dagmar Rösler, fürchtet um das Image der Volksschule – und rechnet in Zeiten des Lehrkräftemangels damit, dass immer mehr Eltern ihre Kinder in einer privaten Institution unterrichten lassen. Kann man bereits von einem Boom der Privatschulen sprechen? Gibt es eine grosse Abwanderung von staatlichen Bildungsstätten?

Eine, die das beantworten kann, ist Margrit Stamm. Sie ist emeritierte Pro-



Margrit Stamm
Erziehungswissenschaftlerin



Eric Mettler
Leiter Privatschule Zürich Nord

fessorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg und Bildungsexpertin – und sagt: «Statistische Daten zeigen, dass es keinen umfassenden Privatschul-Boom gibt, sondern einen Trend in einzelnen Gebieten der Schweiz.» Dazu zählen etwa die Zürichsee- und die Zugersee-Region oder der Kanton Genf. In einigen Gemeinden könne es dort vorkommen, dass jedes vierte Kind eine Privatschule besuche. Dies entspricht jedoch längst nicht dem nationalen Durchschnitt: Schweizweit schicken nur ungefähr sechs Prozent aller Eltern ihren Nachwuchs auf eine private Schule.

Was sind die Gründe, warum jemand sein Kind aus der Volksschule nimmt?



ILLUSTRATION: ANJA LEMCKE / NZZ

Schulzeit

Fingerübungen fürs Leben

R. Sc. · «Und f, und f, und j, und a, und k!» – Dabei wollten wir viel lieber Spiele spielen, Anfang der neunziger Jahre, als im Gymnasium ein neues Fach auftaucht: Textverarbeitung. Als wir endlich mit Computern hantieren durften in der Schule. Für mich der Horror, denn bei den Schreibübungen war ich unglaublich langsam. Da war es ein schwacher Trost, dass auch die Computer nicht die schnellsten waren. Häufig bewegte sich gar nichts mehr am Bildschirm. Ausser einem rennenden Männchen oben links. Die Maschine war oft überfordert. Dann hiess es warten, warten, warten. Wozu das Ganze? Spiele waren auf den langweiligen Kisten ohnehin nicht zu finden. Bis auf das eine, in dem man Buchstaben abschiessen musste, die vom Himmel fielen. Ich kam nicht weit. Aber nach dem Pflichtsemester schrieb ich mich noch einmal freiwillig ein, wie die meisten meiner Klasse. Und siehe da: Irgendwann machte es klick beim Zehnfingersystem. Non scholae, sed vitae discimus. Ich profitiere bis heute davon. Und bin sogar recht flink geworden.

«Die Volksschule ist letztlich das Richtige»

Unruhige Klassen, unzufriedene Eltern, zu wenig Personal: Öffentliche Schulen haben mit substantiellen Problemen zu kämpfen. Sind Privatschulen besser?

«Der Besuch einer Privatschule kostet im Jahr mindestens 25 000 Franken – pro Kind.»

Margrit Stamm
Erziehungswissenschaftlerin

Margrit Stamm sagt: «Wenn Kinder eigentlich die nötige Intelligenz hätten, aber die entsprechenden Noten nicht liefern können. Wenn die Bildungsprinzipien mit der Familienphilosophie nicht übereinstimmen. Wenn Kinder gemobbt werden oder von den Lehrerinnen und Lehrern nicht angemessen unterstützt werden: Dann sehen Eltern in der Privatschule ein besseres Umfeld für ihren Nachwuchs.» Stamm stellt fest, dass solche Institutionen nicht mehr nur reiche Eltern ansprechen. Auch Kinder aus mittelständischen Familien besuchen vermehrt Privatschulen. «Oftmals stammen solche Eltern aus einem einfacheren Milieu. Sie mussten selbst aufsteigen und wissen, was es heisst, kämpfen zu müssen.» Hinzu komme die Angst, dass das Kind wieder absteigen müsse.

Einige Familien aus der Mittelschicht haben eigentlich zu wenig Geld, um ihre Kinder auf eine Privatschule zu schicken.

«Sie verzichten dann lieber auf ein Einfamilienhäuschen oder verwenden den Erbvorbezug für die Ausbildung des Nachwuchses.» Ihr Vorhaben ist teuer: «Der Besuch einer Privatschule kostet im Jahr mindestens 25 000 Franken – pro Kind.» All dem zugrunde liegt laut Margrit Stamm ein Wandel: Während früher Kinder für den Erhalt von Haus und Hof bestimmt waren, verwickelten sich heute viele Eltern über ihre Töchter und Söhne. «Sie denken sich: Nur wenn mein Kind in der Schule erfolgreich ist, bin ich ein guter Vater, eine gute Mutter.» Viele Eltern setzen sich damit nicht nur selbst einem enormen Leistungsdruck aus, sondern auch ihren Nachwuchs.

Kleine Klassen, grosser Erfolg?

Eric Mettler kennt die Bedürfnisse von Eltern aus nächster Nähe. Mettler leitet die Privatschule Zürich Nord. Das wich-

tigste Argument für seine Bildungseinrichtung sind kleine Klassen. Auf Primar- und Sekundarstufe kommen maximal 14 Schülerinnen und Schüler in einem Klassenzug zusammen. Das erleichtert die Betreuung. Mettler sagt: «Viele Eltern, die zu uns kommen, waren an der Volksschule unzufrieden mit den grossen Klassen.» Manchmal herrsche Unruhe, schwierige Kinder können die ganze Aufmerksamkeit der Lehrperson auf sich ziehen – umso weniger Zeit bleibt dann für die ruhigen, die Lernbereiten.

Das Angebot der Schule Zürich Nord ist gefragt. Seit einigen Jahren sei man ausgelastet, sagt Mettler. Das heisst: Die Klassen sind voll, es gibt Wartelisten. Unzufriedenheit oder schlechte Erfahrungen an der Volksschule seien zwar wichtige Faktoren, warum Eltern ihre Kinder in die Schule von Eric Mettler schicken. «Daraus darf man jedoch nicht schliessen, dass die Volksschulen schlecht seien», sagt er. Die Situation hänge stark von den Lehrpersonen ab – und von der Dynamik der Schülerinnen und Schüler. «Es kann sein, dass in einer Schulklasse eine schädliche Energie herrscht, in der Parallelklasse hingegen alles nach Plan läuft.»

Mehr Zeit für die Schüler

Und dann sagt Mettler einen Satz, den man von einem Leiter einer Privatschule nicht erwartet: «Die Volksschule ist letztlich das Richtige.» Das Schweizer Bildungssystem funktioniere gut, es gebe keine Zweiklassengesellschaft. «Privatschulen sind keine Konkurrenz, sie sind vielmehr eine Ergänzung.»

Das sieht auch Bildungsexpertin Margrit Stamm so. «Privatschulen können eine Bereicherung sein, nämlich dann, wenn sie mit neuen Lernkonzepten, mit Individualisierung und mit Lehrerinnen aufwarten, die viel mehr Freiheiten haben als an öffentlichen Schulen.» Dies fordere die Volksschule heraus. Gerade in Zeiten des Lehrermangels könne es nicht schaden, wenn man sich bei Privatschulen abschaut, wie man diesen wichtigen und herausfordernden Job attraktiver machen kann. «Viele solcher Bildungseinrichtungen lassen ihren Lehrpersonen mehr Zeit für den Beziehungsaufbau ihrer Schülerinnen und Schüler», sagt Stamm. Damit das funktioniert, nehmen Privatschulen ihren Lehrern viel bürokratische Arbeit ab. Nach dem Motto: lieber mehr Ausflüge als mehr Administration, lieber mehr und bessere Projekte als langweilige Sitzungen in irgendwelchen Arbeitsgruppen. «Die Arbeit mit Kindern ist zentral, darum wird man ja Lehrerin oder Lehrer.» Diesen Fokus wünscht sich Stamm auch für die Volksschule.

Wie unterschiedlich die Situation an öffentlichen Schulen sein kann, erlebt Flavia Zimmermann in der eigenen Familie. Während ihr Sohn Jonathan wegen der turbulenten Klasse die Schule gewechselt hat, ist die Situation beim jüngeren Kind gerade umgekehrt. «Er geht in dieselbe Primarschule wie Jonathan damals, doch er ist Teil einer Klasse, die motiviert ist – und hat eine Lehrerin, die einen engagierten Unterricht bietet.» Ein Wechsel in eine Privatschule steht deswegen nicht zur Diskussion.

Und Jonathan? Ihm gefällt es laut Zimmermann am neuen Ort. Der Neustart an der weiter weg gelegenen Privatschule sei erstaunlich problemlos verlaufen. Jonathan habe damals wohl auch gespürt, dass ihm ein Wechsel guttue, denkt Flavia Zimmermann – und fügt an: «Es könnte aber auch sein, dass das versprochene Handy seinen Teil dazu beigetragen hat.»

ANZEIGE

ETH zürich | School for Continuing Education

Inspired by the best

Weiterbildung für akademisch gebildete Fach- und Führungskräfte

MAS, DAS, CAS und Weiterbildungskurse auf www.sce.ethz.ch

MARAH RIKLI, ZÜRICH

«Guten Morgen, so schön, euch alle zu sehen!», ruft die Lehrerin Branka Rezan aus dem Fenster des ersten Stocks auf den Pausenplatz hinunter. Es ist ein Dienstag im November um kurz vor halb neun. Die Schülerinnen und Schüler vom Schulhaus Seefeld in Zürich haben sich wie jeden Morgen draussen besammelt. «Ein Überbleibsel aus der Corona-Zeit. So können die Kinder noch etwas ankommen, bevor der Unterricht beginnt», sagt die Primarlehrerin. Rituale sind Rezan und ihrer Stellenspartnerin Therese Affolter sehr wichtig: «Dadurch geben wir den Kindern Sicherheit, schliesslich geht beim Lernen praktisch alles um eine gute Beziehung.» Die beiden Pädagoginnen unterrichten Zweitklässler im Alter zwischen sieben und neun Jahren – und zwar nach dem Konzept der Achtsamkeit.

Achtsamkeit?

Kinder von innen stärken

Von anderen Lehrpersonen bekommen die beiden Frauen oft zu hören, dass sie für solche Übungen keine Zeit hätten neben dem Unterricht. Das sei jedoch ein Missverständnis. Achtsamkeit finde nicht neben, sondern im Unterricht statt. «Es ist eine innere Haltung», sagt Rezan.

Wie das funktioniert, wird im Klassenzimmer schnell klar. «Zeigt einmal mit dem Daumen, wie es euch heute geht», sagt Rezan zu den Kindern. Die meisten zeigen mit dem Daumen sofort nach oben. Ein Mädchen aber weint: «Mir geht es schwierig.» Therese Affolter kniet sich zum Kind hin und gibt ihm die Hand, zusammen gehen sie nach draussen. Rezan bleibt mit den anderen Kindern im Kreis zurück. «Mein Grossvater ist in den Ferien gestorben», sagt ein Junge. Die Lehrerin antwortet: «Das tut mir sehr leid, das muss sehr schwierig gewesen sein.» – «Sie, ich habe meine Hausaufgaben vergessen!», ruft ein anderer Knabe dazwischen. Seit er sich in den Kreis gesetzt hat, wippt er mit den Beinen, kaut Fingernägel, hopst auf dem Stuhl auf und ab. «Ich auch, es war Halloween!», stimmt ein Mädchen mit ein. Rezan sitzt noch immer ruhig in der Mitte und lächelt: «Wir schauen später.»

Kinder von innen stärken. Das ist das Ziel der 50-Jährigen. Rezan ist nicht nur Lehrerin, sondern auch Achtsamkeitscoach. Sie sagt: «Wir stellen eine positive Lebenshaltung ins Zentrum, die Lernlust, Konzentration und auch das Selbstwertgefühl der Kinder erhöht.» Es sei ihr bewusst, dass bei Achtsamkeit viele Menschen an Kuschelpädagogik dächten. Doch achtsamer Unterricht heisse nicht, keine Leistung zu erbringen, im Gegenteil: «Diese Kinder hier leisten sehr viel. Sie erfüllen alle die Lernziele des Lehrplans 21.» Und dies, obwohl einige be-



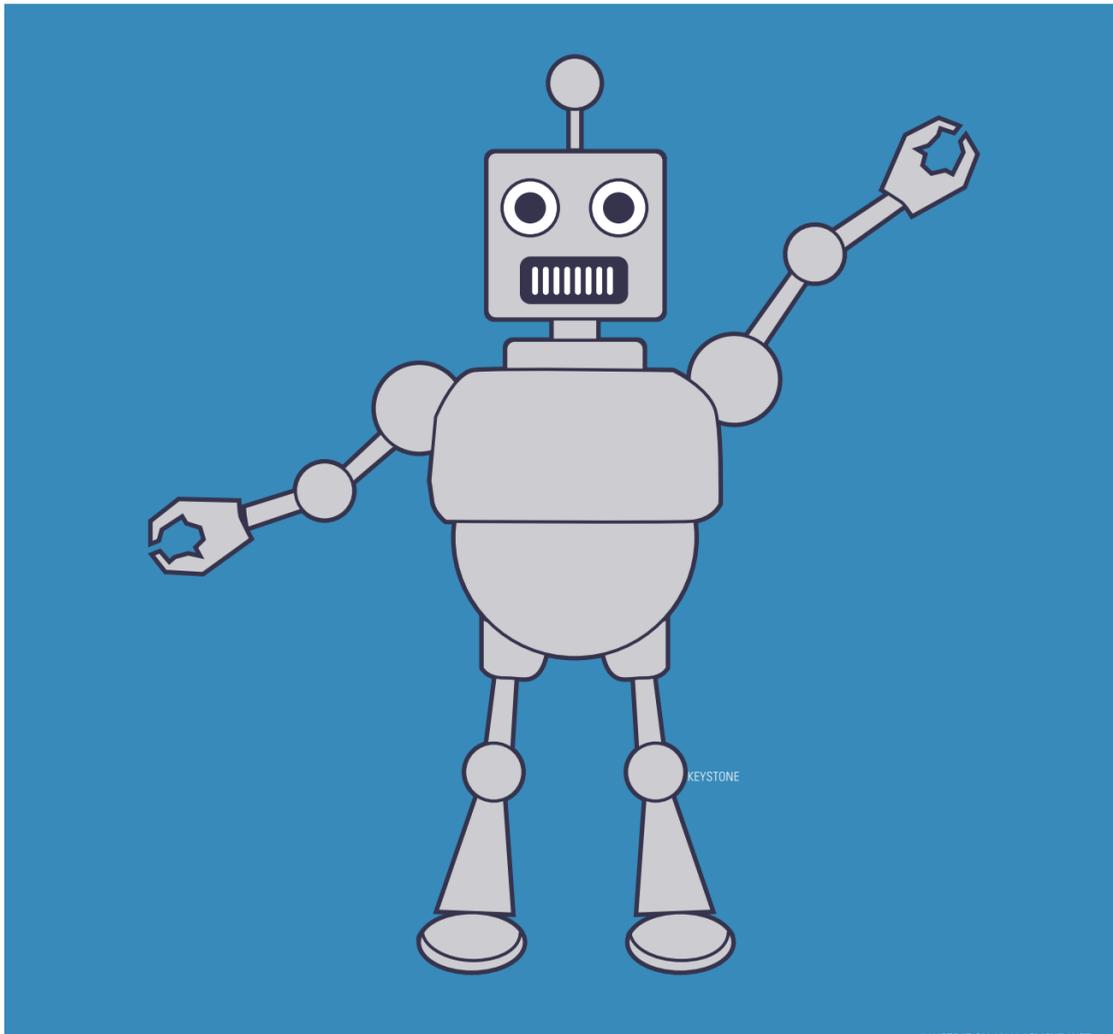
Branka Rezan
Achtsamkeitscoach
und Primarlehrerin

Therese Affolter
Primarlehrerin

sondere Bedürfnisse aufgrund von Lern- oder Verhaltensstörungen haben.

Das Konzept populär gemacht hat vor allem Jon Kabat-Zinn. Der amerikanische Molekularbiologe gründete in den 1970er Jahren die Stress Reduction Clinic, wo er die Zusammenhänge zwischen körperlichen Vorgängen und geistigen Aktivitäten erforschte. Sein Programm der achtsamkeitsbasierten Stressreduktion (Mindfulness-Based Stress Reduction, MBSR) findet in vielen Psychiatrien, Spitälern und auch immer mehr in Bildungsinstitutionen Beachtung.

Achtsamkeit erleichtert den Umgang mit Fehlern, Niederlagen und Herausforderungen – auch im Schulalltag. Davon sind Rezan und Affolter überzeugt. Eine Studie von Pro Juventute ergab: Viele Kinder und Jugendliche fühlen sich in der Schule gestresst und sind dadurch psychisch belastet. Ein gutes Schulklima und eine vertrauensvolle Beziehung zu den Lehrpersonen hingegen haben nicht nur auf die Psyche der Kin-



Schulzeit

Die Maschinen kommen!

R. Sc. · Computer, Tablet, Smartphone. Die Technisierung des Unterrichts schreitet voran. Was kommt als Nächstes – der Roboter vielleicht? Das letzte Angebot, um den Lehrerinnenmangel endlich in den Griff zu bekommen? In Finnland haben Maschinen des Herstellers Elias ihre Feuertaufe im Klassenzimmer längst hinter sich. Die etwa 50 Zentimeter grossen Roboter können Bilder von Dingen anzeigen, diese buchstabieren (lassen) und Vokabeln üben mit Primarschülern – in mehreren Sprachen. Das Prinzip ist einfach: zuhören, wiederholen, Spass haben mit Nao V5, Nao6 oder Pepper, den drei Modellen mit Armen und Beinen. Der Clou: Maschinen sind neutral. Kinder müssen nicht befürchten, für falsche Antworten getadelte zu werden. So zumindest das Credo der Macher hinter den gelenkigen Männlein. Die humanoiden Roboter tanzen und singen auch, wenn die Schülerinnen eine der Aufgaben beendet haben: «Gangnam Style!» Sind Roboter gar die besseren Pädagogen? Natürlich nicht. Kernkompetenzen des Menschen bleiben unerreicht. Das sehen auch die Schüler in Finnland so. Ein Knabe sagte bei einem Pilotversuch an seiner Schule: «Die Lehrer braucht man vielleicht noch, damit sich die Kinder benehmen.»

ILLUSTRATION ANJA LEMCKE / NZZ

«Pausen sind wichtig, sie machen mich stark!»

Achtsamkeit im Unterricht – ist das mehr als ein neuer Trend?

Ein Besuch einer zweiten Primarklasse im Zürcher Seefeld gibt Antworten.

der eine positive Wirkung, sondern auch auf deren Schulleistungen. Was heisst das konkret – im Unterricht?

Therese Affolter kommt mit dem Mädchen ins Klassenzimmer zurück. Später wird es erklären, dass es seine Brille zu Hause vergessen habe. Doch jetzt beginnt erst einmal der Unterricht. Deutsch steht auf dem Stundenplan. Und es ist Teamteaching-Tag – die beiden Lehrerinnen geben die Stunde gemeinsam. Wie jede Woche liest Rezan eine Geschichte vor, die mit einer Lese- oder Schreibübung verbunden wird, um sprachliche Kompetenzen zu üben. Dazu gibt es eine passende Aufgabe, welche die mentale Stärke fördern soll. An diesem Dienstag handelt die Geschichte von einer unruhigen Klasse und einer Lehrerin, die ihren Schülern erklärt, wie wichtig Pausen sind.

«Können Sie ein bisschen langsamer lesen, bitte?», fragt ein Mädchen, das sich sichtlich anstrengt beim Zuhören. «Ja, kann ich», sagt die Lehrerin und liest langsamer weiter. Dazwischen denken sie alle gemeinsam über den Text nach, üben Textverständnis und suchen Synonyme. «Wisst ihr, was ein Signal ist?»,

fragt Branka Rezan. Mehrere Schülerinnen strecken auf. Die Lehrerin zeigt auf die Kleinste in der Runde. «Ein Zeichen.» – «Ja, und möchtest du uns zeigen, was wir für ein Signal erklingen lassen, wenn alle zuhören sollen?», fragt die Lehrerin weiter. Das Mädchen nickt, geht zur Klangschale und lässt einen Gong erklingen. Der Junge, der seit Beginn mit den Beinen wippt, wird noch unruhiger. Therese Affolter stellt sich hinter ihn. Jetzt wippt er weniger. Es fällt auf, dass die Lehrerinnen die Antworten und Fragen der Kinder nicht werten. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Und sie korrigieren die Schüler auch nicht mit einem «aber».

Zu einem achtsamen Unterricht gehört auch das Raumkonzept. Bei Rezan und Affolter stehen nur wenige Pulte im Schulzimmer. Dafür gibt es viele Alternativen: zum Beispiel tiefe Holzbänke, die zu Tischen umfunktioniert werden können. Die Lehrerinnen sind überzeugt, dass dies den Kindern hilft, sich länger zu konzentrieren. Die Kinder wählen selbst, was sie bevorzugen, um ihre Arbeiten zu erledigen. Am Tisch sitzen, am Boden knien, am Fenster stehen oder auf dem Wackelbrett balancieren. Es gibt viele

Möglichkeiten und Rückzugsorte: die Bücherecke, ein Holzhaus, Kissencken. Und an jedem Stuhl hängt ein Pамиr, ein Gehörschutz. Falls es dem Kind zu laut ist, darf es ihn einfach aufsetzen.

Begehrte Kurse für Lehrer

«Rümpfen wir alle einmal die Nase wie der Junge in der Geschichte!», sagt Affolter plötzlich. Die Kinder schnaufen und rümpfen die Nasen, atmen dadurch schneller ein und aus. Dann fährt die Lehrerin fort: «Denkt an einen Luftballon, schliesst eure Augen. Jetzt packt ihr alle eure Ängste und Sorgen in den Luftballon, dann lasst ihr ihn wegfliegen. Und jetzt atmet tief ein, als sei euer Bauch auch ein Ballon. Luft rein, Luft raus! Alle Sorgen sind im Luftballon und fliegen davon!» Alle atmen laut und halten ihre Hand auf den Bauch. «Und nun sagen wir alle zusammen den Satz aus der Geschichte: «Pausen sind wichtig, sie machen mich stark.»» Jetzt wird es laut im Klassenzimmer, die Kinder sprechen im Chor: «Pausen sind wichtig, sie machen mich stark!»

Matthias Rüst von der Organisation Achtsame Schulen Schweiz schreibt auf Anfrage: «Oft ist es schwierig, ganze Schulteams von einer Weiterbildung zu überzeugen, viele haben Vorurteile gegenüber Achtsamkeit.» Die Organisation bietet daher auch einzelnen interessierten Lehrpersonen Kurse an. In den vergangenen drei Jahren haben 400 Lehrerinnen und Lehrer an den Weiterbildungen teilgenommen.

Auf die Frage, ob Achtsamkeit nicht einfach ein neuer Trend sei, antwortet Rüst: «Vielleicht ist Achtsamkeit als Schlagwort ein Trend, aber dass wir unser Bewusstsein für uns selber vertiefen, ist heute eher eine Notwendigkeit.» Er könne sich keine Menschheit vorstellen, in der Selbstwahrnehmung nicht von grosser Bedeutung sei. «Mit der Technologisierung werden solche Kompetenzen immer wichtiger. Sonst kennen uns die Algorithmen der grossen Tech-Firmen bald besser als wir uns selbst.»

Zurück bei den Zweitklässlern im Schulhaus Seefeld. «Zum Schluss könnt ihr euch einen Titel überlegen für die Geschichte, die ihr gehört habt. Alles ist erlaubt. Alle Ideen sind willkommen», sagt Rezan. Die Kinder heben die Hand. «Das stille Klassenzimmer!» – «Die magische Schule!» – «Zwei stille Klassenzimmer – das in der Geschichte und unseres!» Das Mädchen, das am Anfang der Stunde weinen musste, schlägt den Titel «Om» vor. «Alle Ideen gefallen mir», sagt Therese Affolter. Ein anderes Mädchen fragt, für welchen Titel sie sich denn nun entscheiden sollten. Man solle alle auf einen Zettel schreiben und abstimmen. Dann steht die Schreibübung an. Die Kinder fassen die Geschichte an ihrem Platz auf einem Blatt Papier zusammen.

Alle wirken motiviert. Doch Streit und Konflikte kämen durchaus öfters vor, erzählen die beiden Lehrerinnen. Und es gebe immer einmal wieder Tränen. Achtsamkeit heisse nicht, immer glücklich sein zu müssen – im Gegenteil: Es heisse, den Umgang mit allen Gefühlen zu lernen, auch mit den negativen. Das helfe sowohl bei Krisen im Leben als auch beim Lernen.

ANZEIGE

FREIES GYMNASIUM ZÜRICH
gegründet 1888

Von der Vorbereitungsklasse
bis zur Maturität:
anspruchsvoll und familiär

Die Privatschule fürs Leben

The monolingual and
bilingual way at FGZ

www.fgz.ch